

No. 105 • Jahrgang 1908

Donnerstag, 31. Dezember

DER WELT



SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



Prosit Neujahr! Prosit Neujahr! Prosit Neujahr! Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!

Zander & Labisch, Berlin, phot.

Neujahr in Schottland.

Es ist eine Reihe von seltsamen Bräuchen, mit denen die Schotten das alte Jahr zu Grabe tragen und das neue bewillkommen. Nur wenig hat sich daran im Laufe der Jahre geändert. Die konservativen Bewohner des Berglandes halten seit an den Sitten ihrer Väter. Besonders in den größeren Städten hat eine neue Zeit langsam mit der Verdrängung der alten Geistesart begonnen, deren Ursprung und tiefer Sinn nur noch wenigen der lebenden Generation verstant sind.

Nach immer ziehen am Silvesterabend Scharen von singenden Kindern von Haus zu Haus und bringen das „Hogmanay“, den Gruß fürs neue Jahr. Nur in den größeren Städten hören die kindlichen Sängler zuweilen auf verlockende Töne, auf dem Lande aber und in den abgelegenen Gebirgsdörfern sind sie überall willkommen. Gaste, und die forsams Mutter, die ihre Kleinen vielleicht von der Teilnahme am Umzug zurückgehalten, leitet sie an, dem Vaterhaus auf eigene Faust das „Hogmanay“ zu bringen. Die kleinen Glückboten empfangen dann allerlei lebhafte Kostbarkeiten. Äpfel, Nüssen, Nüsse und Glücks-pennige werden ausgeteilt. Es ist eine böse Vorbedeutung, wenn ein Haus von den Sängern verassen wird. Schon früh am Abend, um acht oder um neun Uhr, ist der kindliche Umzug beendet; in den meisten Landstädten aber tun sich noch heute die älteren Frauen, und auch die jüngeren, zusammen zu einem anderen geheimnisvollen Umzuge, der mit dem Schlag der Mitternachtsglocke beginnt.

Im „Kreuz“ des Dorfes, das ist am Kreuzwege, versammeln sie sich, und sobald vom Kirchturm die Glocken den Einzug des neuen Jahres künden, beginnt der Zug durch die Straßen des Dorfes, und die Neujahrsgäste dieser weiblichen Garde bringen gewiß Glück und Segen.



Geheimrat Dr. Ludwig v. Bar,

der hervorragende Rechtslehrer an der Universität Göttingen, erhielt die Große goldne Medaille für Wissenschaft.

E. Boller, Hofphotograph, Berlin.

bildet immer noch der „first-foot“, die alte Sitte, die dem ersten, der im neuen Jahre die Schwelle eines Hauses überschreitet, eine besondere Glückskraft zuschreibt. Der Brauch soll ursprünglich aus dem sogenannten „Raider's Country“ im äußersten Südwesten Schottlands stammen. Die jungen Mädchen Glück wünschten, und die Burden ließen sich diese zarte Aufforderung nicht zweimal sagen; nach und nach erwiderte sich der Glaube, daß dieser Besuch unfehlbar zur Ehe führe, und schließlich verbreitete sich der Brauch des „first-footing“ über ganz Schottland.

Der Mann, der in der Neujahrsmacht als erster ein Haus betritt, gilt noch heute als besonderer Glücksträger, und der Aberglaube währt ihm diese Glorie dann auch über das ganze Jahr. Es gilt als ein günstiges Vorzeichen, wenn man bei Beginn eines wichtigen Unternehmens diesem „Neujahrsersten“ zufällig begegnet.

Dabei gibt es aber auch fast in jedem Dorfe einzelne Männer, die der Aberglaube mit bösen Eigenschaften belegt hat, und die man in keinem Falle in der Neujahrsmacht als erste Gäste bewillkommen möchte.

Vorsichtige Bauern, die in der Nachbarschaft solcher Unglücksbringer wohnen, versammeln denn auch sorgfältig jede Art, um ja sicher zu sein, daß es nicht der Nachbar ist, der den ersten Neujahrsgruß bringt. Und mit großer Sorge wacht man darüber, daß man am Neujahrstage ihm nicht von ungefähr auf der Straße begegnet. Mehr als einmal kann man in den einsamen schottischen Gebirgsdörfern beobachten, wie ängstliche Gemüter auf der Straße plötzlich ein Kreuz schlagen, um so die Macht des „bösen Zaubers“ zu brechen. — Der glückbringende erste Gratulant darf nie mit leeren



„Gott grüß' euch, Alte, schmeckt das Pfeifchen?“

Neunzig Jahre ist Granny Sheehard alt, und noch immer raucht sie mit Vergnügen ihr Pfeifchen. Seit einigen Jahren lebt die Greisin im Armenhaus von Gutfeld (Zuffen) in England, und trotz ihrer Altersschwäche ist sie geistig und körperlich frisch, und das „gerühmte Gift des Nikotins“ hat auf die Matrone anscheinend konservierend gewirkt. Dem, wie sie einem Interviewer erzählte, ist sie seit ihrem neunten Lebensjahr unzertrennlich von der kurzen Stummelpfeife, obgleich sie auch eine gute Zigarre nicht verschmäht.

liche Geschmack aus den Anregungen, die ihm geboten wurden, geschaffen hat. Sie erbringen den Beweis, daß man auch an der Themse nicht nur die Mode trifft aus der Seinstadt übernimmt, sondern daß man sie umzuformen, sie den Körperverhältnissen der englischen Frau anzupassen weiß.

Wenn es Gestalten gibt, die vorteilhaft in der neuen Mode ausfallen, so sind es unbedingt die Engländerinnen; denn sie sind schlank und hoch gemacht und dürfen es wohl wagen, sich in Gewändern zu hüllen, welche die Ärmten in Stoffe scharf markieren. Aber entgegenlehnen die Engländerinnen ab. Es wird zwar erzählt, daß vor hundert Jahren gerade die Directoire-Mode aus England nach Frankreich herübergekommen sein soll. Gewiß gibt es auch in dem interessanten Bilde Londons, in dem sich tausend bunte Farben mischen, manche Dame, die eine gewagte Toilette zur Schau stellt. Die feine Engländerin aber neigt zur Pruderie, und wenn es auch zum Lachen reizt, daß sie das Wort „Reine“ nicht nur wohlwiegend, sondern auch mit einem gewissen „extremities“ erhebt, so ist es ein erfreuliches Zeichen ihrer Kultur, daß sie der allzu „engen Mode der Gegenwart in ihrer Uebertreibung entgegentritt.“

Aus dem Abendkleid, das wir heute bringen, ist es deutlich ersichtlich, daß die Londonerin nicht von dem Untertone lassen wird, auch wenn sie erheblich weiteren Schritt als das französische. Die Frauen sehen weniger eingeengt aus, und das ist vielleicht auch deshalb Bedingung für jede Nichtfranzösin, weil wohl keine andere Frau der Welt so leicht ihre Bewegungen mit der Mode in Einklang zu bringen versteht wie die Parisierin. Während die Deutsche und die Londonerin sich in die Schleppe ihres Empire-Kleides verwickeln, es nur mit Anstrengung beim Gehen in die rechte Lage zwingen, bedarf die Französin nur einer Handlung mit zwei Fingern, und das Kleid behält zu ihr, bildet ein Ganzes mit ihrer Persönlichkeit, ob sie sitzt, ob sie steht oder geht. Verlangt der enge Schnitt des Moders, daß sie nur trippelt, so tut sie es eben, aber sie tut es geschickt. Die sportgewohnte Engländerin schreitet aber aus, und soll sie dem Directoire-Kleide zuliebe trippeln, müßte sie es erst lernen, ohne es vielleicht je zu können. Klug verzieht sie daher auf ein altes, prächtiges Aufschmeißen ihres Gewandes an die Figur.

Man erhebt gegen die Engländerin den Vorwurf, daß sie es nicht verstände, sich individuell zu kleiden. So sind seitliche Typen ihrer

Englische Abendkleider.

Von Marcell Wealshon.

Hierzu zwei Aufnahmen auf Seite 3.

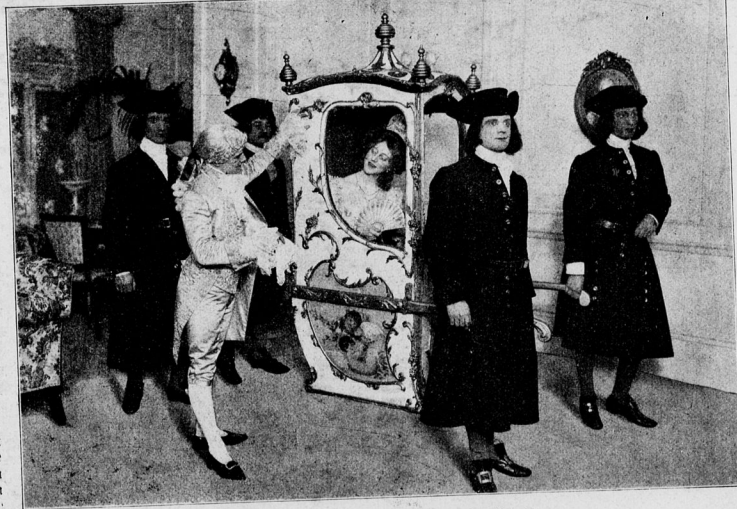
Erkennung entstanden. Die Franco-englische Ausstellung hat London mit einer ungezählten Reihe von Modellskizzen im Directoire-Stil besamt gemacht. Unsere beiden Abbildungen veranschaulichen

deutlich, was der eng-



Graf v. Westarp,

der frühere Polizeipräsident von Schöneberg, wurde kürzlich im Kreis vom-Meiering nach hartem Kampfe gegen einen Jontanus von in den Reichstag gewählt. Karl Wahl, Schöneberg-Berlin 1914.



Neujahrbeginn im Savoy Hotel in London.

Mit dem Glöckchen 12 öffnen sich im feierlichen Savoy Hotel in London die Zelttüren, und das neue Jahr verfliehet von einer jungen, hübschen Älteren, erhebt, getragen in einer Sänfte. Eine kleine Pantomime, meist begleitet von einer größeren Zahl reich kostümierter Tänzerinnen der großen Theater, schließt die reizende Szene, die auch bei uns Nachahmung verdient.

Felix Koster phot.

gefordert wird. Infolge des tiefen Ausschnittes ist der Gürtel aus weicher gefalteter Seide mehr, als es sonst bei dieser Art der Gewänder üblich ist, herabgedrückt. Darüber breitet sich eine Vorte aus Perlenarbeit, die schräg über den Rücken geht und in dem Taillenband endet, während über den Nack vorn schärpenartig ein Perlengehänge herabhängt. Schmale Falten, als Zeile der Taille, liegen über der Schulter im engen Zusammenhang mit dem Marmel.

Dieser verdient Beachtung, denn er ist wieder im japanischen Sinne angefertigt. Es ist ein Halbärmel, und es sei hier bemerkt, daß er in England noch immer bevorzugt wird. Er ist verhältnismäßig eng gehalten, endet am Ellbogen und ist mit einer schmalen Goldschmucke besetzt.

Die zweite Abtheilung stellt die Rückseite des Kleides dar. Sie zeigt, wie leicht und bequeme Luft dieses Gewebe ist, sonst könnte es auch am Nack nicht so häufig und wolfig ausfallen. Die Junia wird umfaßt von der modischen schmalen Goldschmucke, schalenartig legt sich die weiche Seidenschärpe um die Taille. Ganz eigenartig gestaltet ist diese Taille. Sie sitzt rückwärts locker wie ein Hund und läßt den Nacken frei. Ueber ihm spannen sich schuärzig und die Schultern deckend zwei Spangen, die eine aus Seide, die andere bildet die Perlenborte. Die Halskette aus Perlen harmoniert innig mit dieser Vorte. — Die Haartucht für den Abend sei so malerisch wie möglich. In London sind bereits die durchgezogenen Bänder entmodet. Dafür werden Kränze getragen aus silbernen Laub, Kränze aus kleinen Perlen oder aus Beichen, und breite Vogelschwingen aus glänzenden Perlenketten. In London neigt man wieder in hohem Maße dem Glitzern und Schillern in der Toilette zu. Man wählt jedoch nicht mehr ganze Perlenketten, sondern besetzt die an sich schlichten Gewänder mit Gold- und Silberbildereien im orientalischen Geschmack, Silberhänge und Seidenfransen eine große Rolle spielen. Die neuesten Fransen bestehen aus kleinen silbernen Perlen und silbernen Fäden, zwischen die sich farbige Seidenfäden schlängeln.

Liberty-Samt, orientalische Seide, Crepe de Chine und eine Reihe gaserartiger Gewebe sind die Stoffe, aus denen in dieser Saison die Abendtoiletten gefertigt werden. Sehr häufig stellt man die Leberwürfe auch aus glänzender Seide her, während die eigentliche Toilette aus Crepe de Chine gearbeitet wird. Als neue Abendfarbe spricht man von einem zarten Korallenrot, von einem Mattblau, von Smaragdgrün, von Flaminorosa wie von dem Rosa der Bevetten. Aber weiß und champagnefarbig werden über den neuartigen Farbentönen nicht vergessen.

Die Franzosen in Preussen vor 100 Jahren.

Von Gustav Kahl. Am 7. Juli 1807 war der Friede von Tilsit unterzeichnet worden, der Preußen fast die Hälfte seines Gebietes raubte. Am 12. Juli hatte Feldmarschall v. Kalckreuth die Konvention abgeschlossen, nach der die Plünderung der preussischen Provinzen durch die feindlichen Truppen bis zum 1. November vollendet



Vorderansicht.



Rückansicht.

Ein neues englisches Directoire-Kostüm.
Siehe den Artikel auf der 2. Seite.

sein sollte. Aber sie war an eine Bedingung geknüpft, die den Wert dieser Zeitbestimmung aufhob. Vorher sollten sämtliche Kriegssteuern abgetragen sein, deren Höhe zudem nicht bestimmt war. Napoleon erhöhte die zu zahlende Summe nach Belieben, schließlich begnügte er sich mit 150 Millionen Francs. Und woher sollte die das ausgelegene Land aufbringen?

So waren noch fast das ganze Jahr 1808 hindurch französische Truppen in Preußen. Ein Erlass Friedrich Wilhelms III. vom 28. Januar 1808 befahl, an das Kabinettsministerium zu Mitte und Ende jedes Monats über die Truppenveränderungen in den noch vom Feinde besetzten Provinzen zu berichten. Die Art der französischen Berichterstattung wird durch den Satz gefenn-

zeichnet, in Paris sei geäußert worden, „daß die Anzahl der Truppen nur gering und Unfer Gebiet schon beinahe gänzlich von ihnen geräumt sey, während die von der Chur-Mark und Schlesien vorliegenden Berichte angeben, daß nur allein in diesen beiden Provinzen ihre Stärke sich noch vor Kurzem auf 117 000 Mann und 38 000 Pferde belaufen hat“.

Ein Teilbild der Lasten und des Druces, den das preussische Volk in der Zeit zwischen dem an Form und Inhalt unehörteten Frieden und dem Befreiungskampfe erduldet hat, gibt das letzte Heft der Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Hier erhalten wir die Schilderung der Wirksamkeit eines der besten und klügsten Patrioten jener Zeit, Friedrich Theodor Merdels, der damals Mitglied der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer, später Vizepräsident der Breslauer Regierung war.

Im September 1807 war Merdel nach Berlin berufen worden, um die Abrechnung mit dem französischen Generalintendanten Grafen Daru zur Klärung Schlesiens zu beschleunigen. Am 18. September schreibt er in die Heimat: „Freundlinge sind wir geworden im eigenen Hause, und der Uebermut spielt mit dem Herrlichen und Großen, alles andere verachtend.“ Und am 13. Oktober scheint ihm „der Friede, statt unser Elend zu mildern, es vermehren zu wollen. Zur

Räumung der Provinzen mangelt jede Anstalt“. Er erwähnt das Gerücht, daß eine nachträgliche Abtretung bis zur Oder beabsichtigt sei, glaubt aber nicht daran. „Denn ich habe viel zu große Begriffe von der politischen Gerechtigkeitsliebe des einzigen Mannes, dessen Größe man gar nicht genug wärdigen kann.“

Die Räumung Schlesiens aber ließ, obwohl die Provinz die Kriegsteuern bezahlt hatte, auf sich warten. Verschmerzt beim Grafen Daru hatten keinen Erfolg. „Jeder der Feinde, vom ersten bis zum letzten“ heißt es in einem Bericht der Breslauer Kammer gegen den Ende des Jahres, „forderte nach Willkür Geld oder Geldeswert, um seine Bedürfnisse und die üppigsten Wünsche zu befriedigen; meistens wurden der gleichen Forderungen von Drohungen begleitet und oft mit Gewalt realisiert; unsere

Ansprüche und direkten Anweisungen, solche Anweisungen abzuweisen, blieben dagegen ohne Erfolg. Es ward erwartet, was verweigert wurde.“

Obwohl das Breslauer Departement allein bis 12. Juli 1807 — abgesehen von den Millionen, die auf Requisitionen und Kontributionen der Belagerungskorps der sieben Festungen im Departement kamen — 6 442 586 Taler, 4 gute Groschen und 8 Pfennig an die französische Hauptkasse abgeführt hatte, standen im Breslauer und Glogauer Departement Anfang 1808 der Marschall Mortier, 8 Generale und etwa 54 000 Mann und 16 959 Pferde, ja, nach einem Bericht vom 20. Februar war die Zahl noch vermehrt worden. Die feindliche Einquartierung z. B. hatte das Städtchen Wansin in anderthalb Monaten 7579 Taler und 19 gute Groschen gekostet. In der Mitte des Jahres berichtet der Präsident der Breslauer Kammer, v. Bismard, an den König: „Ein jedes Gemüt ist mit Erbitterung erfüllt, da es sich nicht verhehlen kann, daß alle Anstrengungen, alle dem Verderben dar-



Vom Neujahrsumzug in Philadelphia: Die Schleppe der Königin.

In Philadelphia findet alljährlich am 1. Januar ein Masken-umzug statt, bei dem das neue Jahr mit allerlei Motiva gefeiert wird. Ein Hauptpunkt der Prozession bildet stets ein Königspaar. Die Königin, ein hübsches, junges Mädchen, ist ganz

in Weich gekleidet, und die Stickerien ihres Kostüms legen sich auf einer gigantischen Schleppe fort, an der dreißig Bagen ordentlich zu schleppen haben. Treiben über dem großen Reich muß eben alles reichhaltig sein, wenn es dem Publikum gefallen soll.

Kest. exp.

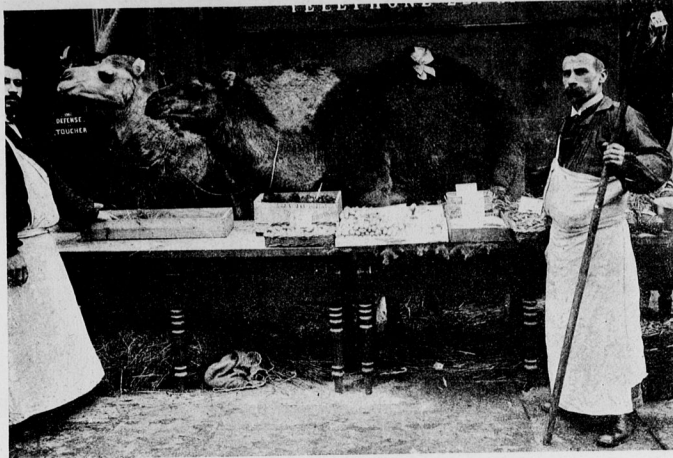
gebrachten Opfer nicht nur nichts gebrüht, sondern daß wir dem Abgrunde immer näher gerückt sind. . . Keine Trostgründe wollen mehr helfen, aller Muth ist fast verschwunden, da sich so gar nichts ihn erhebendes ereignet. Selbst die Aussicht einer guten Ernte spricht jetzt nicht an; denn man argumentirt — und bey den gemachten Erfahrungen ist dies nicht zu verargen — daß, je mehr der Landmann erndtet, je mehr Lasten ihm werden aufgebürdet werden, und ein jeder nur wird froh seyn können, wenn ihm sonst übrig gelassen wird, sein und der Seinigen Dasein kümmerlich fortzuführen."

Schlesiens Not war aufs höchste gestiegen. Von den Behörden wurde ein Verzeichnis aufgestellt, das von Ort zu Ort ging und die wildwachsenden Pflanzen nannte, die im Nothfall den Menschen zur Nahrung dienen können. Retten konnte nur die Räumung des Landes von den feindlichen Truppen. Und um diese herbeizuführen, mußte die Kriegskontribution bezahlt werden. Stein verhandelte deswegen persönlich mit Daru; man kam überein, daß von den 154,5 Millionen Francs ein Drittel als getilgt angesehen werden sollte, der Rest teils in bar, teils in Domänenpfaundbriefen, teils in Wechseln kaufmännischer Häuser, die bei Häusern in Paris zu domicilieren waren, gezahlt werden sollte. Besonders Schwereigkeiten machte es, die schlesischen Kaufleute, ebenso wie die preussischen, dazu zu bringen, die Wechsel auszustellen. Es bedurfte vieler Verhandlungen und Arbeiten, an denen sich besonders Mandelk beteiligt, und deren ausführliche, mit Urkunden belegte Darstellung einen Einblick in die Stimmungen der beteiligten Kreise, ihr politisches Verständnis, ihren nationalen Sinn gewährt, bis die Sache zum gedeihlichen Ende kam.

Erst als der Geheime Finanzrat Siagmann am 13. Oktober an Mandelk geschrieben hatte, daß jetzt 70 Millionen kaufmännische Promessen unseres Vantiers (neben 70 Millionen händischen Garantie-Instrumenten, die er hätte) zu zahlen seien, anstatt der früher verlangten 50 Millionen, und daß jeder Tag einen Verlust vieler Tausende mit sich führt, und die Zögerung der Schlesier schon so sehr gefährdet hat, versichern die Kaufleute Breslaus in einem Schreiben den König ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit an seine Person und sein Haus, und daß, die reine Liebe zum gemeinsamen Vaterlande die Kaufmannschaft keinen Augenblick hat zögern lassen, der an sie ergangenen Aufforderung gemäß Promessen auf Höhe der jetzt verlangten Summe von 20 Millionen Franken auszustellen. Durch einen Smedetats-Bescheid des Königs vom 2. November 1808 wird die Angelegenheit zu Ende gebracht. Am 7. November schreibt der Finanzrat: „Unsere Wechsel-sache ist ganz berichtigt.“ Anfang Dezember wurde Breslau von den Franzosen geräumt.

Dies und Jenes.

Was König Eduard raucht. König Eduard, der bei allen Eingeweihten als ein außerordentliches Tabakkonner gilt, hat kürzlich bei einer New Yorker Firma 500 Zigarren bestellt, die in bezug auf den Preis noch teurer sein werden als die 1000 Zigarren, die der König vor zwei Jahren in Amerika ansetzt, und die ihm damals mehr als 150000 Mark kosteten. Die 500 Zigarren werden direkt von Havanna nach England geschickt. Die königliche Schatzkammer wird dafür nicht weniger als 8000 Mark zu bezahlen haben, so daß die Einzelzigarre nicht weniger als 16 Mark kostet. Das ist durchaus übertriebener Preis, wenn man die Kosten des Fabrikanten in Rechnung setzt, so äußerte sich dazu ein amerikanischer Fachmann. Wenn König Eduard für 1000 Zigarren 150000 Mark bezahlt hat, so ist der Gewinn des Lieferanten dabei doch ein außerordentlich geringer gewesen. Denn der Fabrikant hat natürlich auch den Gehalt, den König königlich zu bedienen und scheint dabei keine Kosten. Die Zigarren waren acht Zoll lang und an dem dicksten mittlern Teile von einem Zoll Durchmesser. Sie werden aus dem feinsten Weltra-Blatta-Tabak angefertigt und natürlich kommen nur reifen, schonen Blätter zur Verarbeitung. Jedes Blatt geht durch die Hände von zwei Kennern, die die Tausende von Blättern Stück um Stück genau prüfen, nicht allein auf die Qualität, sondern auch auf die Farbe, auf Form und ob sie frei sind von größeren Rippen. Im täglichen Leben gibt König Eduard übrigens der Zigarette den Vorzug.



Kamel, der moderne Festbraten in Paris.

In Paris konnte man in den letzten Tagen vor dem Abzug eines großen Teilsatellenshändlers mit Schleiens geschmückte Kamel beobachten, die dazu bestimmt waren, der neuesten Gourmet-Mode zum Opfer zu fallen. Es gilt in der Gemarkung jetzt für äußerst schick, seinen Gästen kamelweisch vorzulegen. Auch alle exotischen Reize dürfte es insofern dem Schiff der Wüste wohl doch nicht gelingen, dem traditionellen Sibirerkerpeln und der Festgans auf die Dauer nebensächliche Konkurrenz zu machen.

M. Branger, Paris, phot.



Aus der Wiedschen Komödie „Thummelsumen“ im Berliner Hebbel-Theater.

Richard Leopold als Thummelsumen und Frieda Brodt als Wulfbine. Beer & Maass, Berlin, phot.



Die Parlaments-Eröffnung in Konstantinopel: S. Weinberg, Konstantinopel, phot. Das diplomatische Korps. Der deutsche Botschafter Marschall v. Bieberstein (x).

deren er täglich eine erhebliche Anzahl verbraucht.

Ein Feind der Eisenbahnen. Die Realisierung des Traumes Cecil Rhodes — die Herstellung einer Kap-Kairo-Eisenbahn — arbeitet stetig weiter fort. Der Schienenstrang ist bereits bis auf 2000 englische Meilen vom Kap vollendet und Zangonja nur noch ca. 400 Meilen entfernt. In diesen Gegenden sind die Bahnhaltungen ganz aus galvanisiertem Eisen erbaut und Telegraphenpfeile und Eisenbahnschwellen aus Stahl gefertigt. Auch für die Hüften der Bahnarbeiter ist fast gar kein Holz verwendet, weil Myriaden weißer Ameisen die Regionen nördlich vom Sambesi unsicher machen und alles Holzwerk zerstören. Infolgedessen leben die Ingenieure in stetem Kampf mit diesen Insekten. Die Ameisenheulen erreichen mitunter eine Höhe von 20 Fuß und ergeben eine Art natürlichen Zement, dessen die Eingeborenen sich zum Bau ihrer Hütten bedienen. Gleich Material auf Holzverschlägen angebracht, wird er steinhart und macht die Hüften völlig wetterfest.

Ein prächtiges Schönheitsmittel, das bei einfach und billig und völlig unschädlich, wie wir es nachfolgend verzeilen, dürfte wohl auch unsere Leserinnen interessieren. Das Muzium besteht aus nichts anderem, als aus Mandelklee und Glyzerin, beides zu einem gleichen Teile angerührt. Aber die Mandelklee muß echte, wirkliche Klee aus Mandeln sein! Das zu betonen ist nämlich gar nicht so überflüssig, denn unser Gewährsmann versichert uns, daß die käufliche Mandelklee vielfach lediglich aus — Roggenkehl besteht, mit etwas Borax und Eisenpulver vermischt und mit Mandelöl parfümiert. Manche Parfümeure verkaufen auch sogar einfache Infusorienerde für Mandelklee! Also echte Mandelklee nehme man! Mit dem Zerkleinert man in einer nicht zu dünnen Schicht alle jene Stellen des Gesichtes, wo sich Nägel und Wangen zeigen. Das muß etwa eine halbe Stunde vor Schlafengehen geschehen. Inzwischen ist der Zerkleinert, und nun legt man sich zu Bett. Am anderen Morgen ist der Zerkleinert, und man wäscht ihn nun ohne Mühe mit warmem Wasser ab, wiederholt die Waschung mit reinem, warmem Wasser und trocknet mit einem weichen Tuche nach. Zu seiner Verwunderung wird man beobachten, daß die Haut jetzt schon weiß, glatt und gespannt erscheint, und die Nägel und Wangen fast ganz verschwunden sind. Das Mittel ist bisher das Geheimnis eines großen Parfümeurs gewesen.

Brenn- und Zauberkünste. Wohl in keinem anderen Lande spielt der mittelalterliche Aberglaube eine so große Rolle wie in Portugal, wo Hexen- und Zauberkünste an der Tagesordnung sind, und zwar nicht nur in den niederen, ungebildeten Volksschichten, sondern auch in den höheren Gesellschaftsklassen. Wenn die Hexen sich mit Kartentagen und ähnlichen Hocusfoculis begnügen würden, um die Leuten das Geld aus der Tasche zu locken, so wäre die Sache nicht schlimm; ihre Zauberkünste jedoch, die sie sich teuer bezahlen lassen, sind weit gefährlicher, da sie oft schädliche ja geradezu giftige Anordnungen enthalten. Es kommt dort nicht selten vor, daß Leute, denen man heimlich etwas Zerartiges in die Speisen getan, allerlei Krankheiten oder dem Wahnsinn verfallen. Da die Fortgeschrittenen ebenso eifersüchtig wie abergläubisch sind, so kann man sich vorstellen, wie viele derartige Verbrechen täglich begangen werden. Die Aussicht der Polizei und Behörden über diese Verbrechen erweckt sich als durchaus ungenügend. In Lissabon gibt es ganz Schabracken, die sogenannten „Jou-jou“ und „Moureria“, wo diese Hexen wohnen, und sich für ihr lichtliches Handwerk passende Umgebung suchen und sich dann niederlassen. Ein Gewirr er, schmutziger Gassen, in die das Tageslicht kaum zu dringen vermag, und wo Krumm, Koffer und Leich sinu gemeinsam haufen. Kein ehrenhafter, anständiger Mensch pflegt sich ohne zwingenden Grund dorthin zu begeben. Da die Dekoration fast eine gewisse Rolle spielt, so pflegen die Behauptungen der Hexen mit Skeletten, Totenschädeln, ausgestatt zu sein. Wie weit diese gewissenlosen Weiber gehen, zeigt u. a. folgender Fall. Man glaubt in Lissabon vielfach, daß dem Blut aus der Hand eines Kindes unter fünf Jahren Zauberkraft inne wohnt. Infolgedessen pflegte eine dieser Hexen, kleine Kinder in ihre Behauptung zu locken, ihnen mit scharfem Messer Schnitte in die Hände beizubringen und das ausströmende Blut in einem Gefäß aufzufangen. Wie lange sie es so getrieben, weiß man nicht, jedenfalls ist ihrem ruchlosen Treiben nunmehr ein Ziel gesetzt worden.

Alle Rechte auf künstlerische Artikel und Bilder sowie den gesamten inhaltlichen Inhalt vorbehalten. Herausgeber: Reichardt Schillingmann in Berlin.

Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin. Alle Einwendungen und Zuschriften sind an die Redaktion des „Welt-Brieftags“ Berlin S.W. 19.

